

# Die unsterbliche Liebe

Autor(en): **Görres, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572533>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einen einzigen streitbaren Primärler aber galten unbestritten als so eine Art höhere Macht und hatten im ganzen Dorf zu allen Zeiten dafür gegolten.

Also freute sich Gottfried, daß Emma sich seiner für sie verübten Heldentat so glänzend erinnerte, und er sehnte sich schon im geheimen auf eine hoffentlich bald sich findende Gelegenheit, wo er ihr seine Ergebenheit, wenn auch auf eine andere Art und Weise, neuerdings beweisen könnte.

Die beiden kramten nun, auch dann noch, als Emil sich seinen Kameraden zuwandte, behaglich in ihren Erinnerungen und Erlebnissen herum und taten das so lange und so gründlich, bis sie beide, allerdings jedes für sich und ganz im geheimen, davon überzeugt waren, daß sie zwei flotte Kerle seien und vorzüglich zusammen paßten.

Diesmal begleitete Emma die beiden Freunde nicht nur bis unter die Haustüre, sondern bis zum Brunnen, der neben dem Hause stand und die milde Nacht mit seinem Geplätscher geheimnisvoll erfüllte.

Als sie Gottfried die Hand zum Abschied drückte, flüsterte sie, ohne daß der bereits davoneilende Emil es hören konnte: „Komm doch einmal am Vormittag schnell vorbei; dann ist gewöhnlich niemand da, und wir können ungestört plaudern.“

Er wollte etwas erwidern, vielleicht, daß er nicht gut von seiner Arbeit wegkommen könne oder so etwas Unehliches.

„Du brauchst dich aber nicht extra schön zu machen. Es braucht's niemand zu merken,“ flüsterte sie noch, und schon hörte er das Rauschen ihrer Röcke, und bald darauf fiel die Haustüre ins Schloß.

„Hast du etwa im Sinn, hier draußen zu übernachten, oder willst du Brunnenkühelein fangen?“ rief Emil, der, verwundert über das lange Verweilen Gottfrieds, stillgestanden war.

„Du mußt nicht etwa meinen, daß ich nichts gehört habe,“ sagte er, nachdem sie eine Weile stumm nebeneinander her gegangen waren. „Aber du brauchst keine Angst zu haben. Ich schwache nichts aus. Ich bin keiner von dieser Sorte,“ fügte er begütigend hinzu und lächelte dabei wohlwollend vor sich hin.

„Es ist nichts, das du nicht hättest hören dürfen,“ warf Gottfried brummig hin und freute sich doch, daß ihm die Gelegenheit eine peinliche Erklärung auf diese einfache Art erspart hatte. „Aber, daß du still sein willst, das ist mir schon recht. Du weißt, wegen dem Gerede.“

Emil nickte und brummte gutwillig: „Ja, ja, versteht sich.“

(Schluß folgt).

## Die unsterbliche Liebe.

Nachdruck verboten.

Skizze von Elisabeth Görres, Stein a. Rh.

Ich liebe die Stunde, da Finsternis und Licht verschlungen sind in einer flüchtig schmerzlichen Umarmung, Das ist die Stunde weher, reizendster, unwirklichster Liebesträume ... ach, himmelsüßes, veilchenblaues Zauberland ... Bildgewordenes unserer geheimsten Zärtlichkeiten ... Da kommen die holden stillen weißen Frauen, die wir am tiefsten geliebt, breiten einen milden Duft von Vergangenheit, Traum und Tod, flüstern mit dunkeln Stimmen der Abgeschiedenen, sanft und schwermütig wie ein Chopinscher Liebesfang, dem fernem scharlachblutigen Trompetenbraus des Lebens entrückt, todversunken lächelnd und lilienfein lieblosend mit weichen Händen, in denen alle Wollust und alle

Geheimnisse des Lebens und des Todes sind. Ach, wie lieben wir diese lieblichen Niegekannten, Längstgestorbenen, Niegewesenen, diese süßen, rasch vergleitenden Zwielihtgespenster ... Oder die andern, die noch leben, fern von uns — vielleicht auf der andern Seite der Erde — deren Saum wir einmal gestreift einen rasch verglittenen Herzschlag lang mit einem bängen, schattenhaft erloschenen Schmerz — Augen, die uns in zärtlichem, flüchtigem Vorüberträumen faszinierten, der Klang einer Stimme, kaum erfaßt und schon für uns versunken, der Reiz eines Lächelns, die weiche Bewegung einer unbekanntem weißen Hand — und die uns erregen bis ins Herz, seltsam bewegen von Freude oder

Traurigkeit . . . Und diese Frauen, deren Hand wir niemals gedrückt, deren Mund wir niemals küßten, sie haben wir inbrünstiger geliebt als die Nahen, die auf unserm Wege gingen, die Leidenschaftlich-Begehrten, Oftgeküßten — die Fremden. . . Ist es nicht, daß wir das Fest einziger, wahrer, unendlicher Liebe feiern mit jenen vagen Liebesgestalten unserer Seele, während wir hingehen und die fremden Frauen an unser Herz nehmen, von denen unsere tiefste Hoffnung nichts weiß? Den Staub der vielbegangenen Straßen, den schalen Hauch ihrer „guten Stuben“ tragen sie auf den Lippen, auf den Händen, martern uns mit tausend kleinen Enttäuschungen und kleinen Hammerschlägen des Werkeltags. Wir küssen lebenblutende Lippen, die uns ewig unerlöst lassen, berauschen uns künstlich, um jene einzig Geliebte unserer Dichtungen lebendig in unsern Armen zu glauben. . . Und gehen fort, mitten im Feste, voll ungestillter Sehnsucht, einen plötzlichen Stich im Herzen: ein langverklungenes Lachen, den Schmelz einer flüchtig vorübergeronnenen Stimme im Ohr, aufgelebt die leid- und gütereife Geste einer fremden lieblosenden Hand. . . Gehen fort, mitten im Fest, und warten am Tor, ob sie nicht vorüberkäme, und sei es von fernher, von der andern Seite der Erde, dem verborgensten Sternchen der Welt: die Andere. . . die ewig Andere. . .

\* \* \*

Als ich ein halber Knabe noch war und zwanglos sinnen und streifen durfte in unserer romantischen altgewandigen Kleinstadt, gab ich mich leidenschaftlich wie einem Kult der Trauer hin um tote Frauen vergangener Generationen, deren Gräber noch Namen trugen, deren Bilder noch in den alten Stuben unserer alten Leute hingen. Ich schlenderte oftmals in dem verwilderten Altteil unseres Friedhofes, wo auf vergrüntem Marmortafeln und Kreuzen so altmodisch anziehende Namen standen. Da schliefen meine romantisch geliebten Frauen und Mädchen in kaum noch erhöhten Hügeln unter den Baldachinen der alten Bäume und unter dem Teppich wildschäumender Hopfen- und Feuegeranke und konnten den kleinen

Bergfluß zu ihren Füßen rascheln hören. Da sah ich sie alle stilllächelnd in ihren Särgen liegen, in blauen und rosa Barockkleidchen, die weißen Hände gefaltet. Ich lud sie ein herauszukommen, und wir spazierten zusammen auf den Wällen unter dem schwarzen Eulenturm und um den vereinsamten Turnierhof herum.

Jung und lieblich waren sie alle in ihren Blumenkleidchen, diese aufgeweckten Rosinen, Ferdinanden, Constantien, Blandinen. Sie strichen lächelnd über mein Haar und küßten mich sanft wie ein Windhauch; ihre vielen Seidenbänder und Spitzenrüschen flatterten um mein Gesicht; ihre Spangenschuhe tänzelten über das Holperpflaster. . . Und alles schien mir leise brennend wie eine schwermutdurchtränkte Zärtlichkeit. Ich empfand die vorausstrebende zarte unklare Wollust feinsinniger und phantastischer Kinder bei lieblosenden Gebärden und weichstreichenden Kleidern schöner Frauen. . . Sie wurden alle in demselben naiven Schönheitstyp von mir erfunden, aber keine sah doch der andern gleich. Der Klang, der Duft, die Verschollenheitsmystik ihrer Namen gestaltete ihr Aussehen.

Die am brennendsten Umsonnene hieß Seraphine Benedicta Luitgardis von Rosenegg. Der Name schien mir so klingend und weich und märchenhaft bunt. Dieses Mädchen zerfloß meinem Vorstellungsvermögen vor all der Schönheit, die ich bemüht war, ihr anzudichten. Sie durfte nichts gemein haben mit den anderen, die nur Ulrike oder Karoline hießen. War nicht die Stimmung ihres Namens wie Mondlicht, wie Musik und stählerne Klingen?

Und lange Zeit blieb dieses unausdenkbar reizende Mädchen ein Schemen.

Eines Tages aber entdeckte ich ihr Bild in dem unermesslichen Dinge bergenden Zylinderbureau meiner dreiundachtzigjährigen Großtante Mathilde, die ich nach einer Pause von vielen Jahren wieder auffuchen durfte. Sie war ihrer schrulligen Art wegen lange Zeit mit meiner Mutter verfeindet gewesen, und ihre eigentümlich gewölbten Stuben und Dieben mit den scharfen Gerüchen der vielen Mixturen und Essenzen, die sie für sich und

andere Gläubige zusammenbraute, waren in meiner Erinnerung wie ein unheimlich anziehendes Laborantenheim, das allerlei mystische Schätze barg.

Erwartungsvoll betrat ich es wieder und begann, mich unter den alten Sachen umzusehen. Die Alte ließ mich nachsichtig überall herumstöbern, und so stieß ich einmal in dem wurmzerfressenen Schrank auf ein kleines Album mit Photographien. Sie waren trübe und gelb, rohe Daguerreotypen, die das Alter mit blassem Schmelz anmutig retouchiert hatte. Hier fand ich sie alle wieder in den lichten Falbkleidchen, meine geliebten schönen Demoisellen von dem alten Friedhof, die mich in der sonderbaren Schmerzlichkeit zurückgeträumter Vergangenheit fasziniert hatten. Jede von ihnen lächelte sanft und lieblich unter langen Hängelocken und blumenbespannten Schutenhüten und schien mir ein heroisches und trauriges Schicksal zu tragen, von dem niemand wußte, als verschwiegene Tagebücher und krause zierliche Mädchenstübchen . . .

Und die Allerschönste, die süße Seraphine Benedicta Luitgardis von Rosenegg war unter ihnen, in einem rosengeblühten Kleid an ein Spinett gelehnt, hold und schwermütig! Wie reizend sie war — wie wunderschön! Ich starrte sie voll Seligkeit an und dichtete ein goldenes Prinzessinnenmärchen um sie von Kampf und Liebe und Tod. Magisch zog mich das sanft kolorierte Bild dieser fremden Schönheit in das alte Haus der Großtante. Oftmals sah ich es heimlich an, aber niemals wagte ich zu fragen, wen es darstelle, aus Furcht, einen andern Namen als den feinen, hallenden, blühenden jener Toten zu vernehmen. Einmal überraschte mich die verschrumpelte und komische Großtante Mathilde, als ich andächtig das Bild an mein Gesicht drückte und jene feine herauschende Lust über meinen Körper fließen fühlte, wie wenn ich den Duft und Sammet einer Rosenblüte an meiner Wange empfunden hätte . . . Ich errötete stark und suchte verlegen das herausgelöste Bild wieder in seine Rahmung zu schieben.

„Was du nur immer in dem alten Zeug herumkramst,“ knurrte die alte

Dame gutmütig und nahm das Bild in ihre mageren Altjungfernfinger. „Wen hast denn da so lieb, heh? So so — ja, so sahen wir einmal vor fünfundsiebzig Jahren aus, mein Sohn . . .“

Ich erschrak und bangte vor dem, was mir der nächste Augenblick enthüllen sollte. Bekommen, mit zitternder Stimme fragte ich sie: „Wer ist das?“

Sie lachte meckernd — diabolisch wie es mir damals schien — und beugte ihr behaartes gelbes Kinn auf das matte Bildchen. „Das? Das bin ich selbst, mein Jung, ja, ich. Lange, lange her das. War an meinem Geburtstage, weiß ich noch wie heut. Ein rosa Fähnchen hatte ich geschickt bekommen von der guten Tante Rosalie aus Köln, und das war damals das Allerneueste aus Paris, der Reifrock mit Unmengen von Krausen und Falbalas und Rosacen garniert, kostete dreißig preußische Taler. Da — das Blättchen auf dem Klavier ist wohl so ein Mozartsches Tänzchen, glaube ich, Menuettchen, Sarabandchen oder so was. Den Rosenstrauch schickten sie aus dem Pfarrgarten. Ja, ja — alt werden wir alle, mein Walterchen . . .“

Ich starrte sie entgeistert an und konnte kaum den Schmerz der Enttäuschung fühlen um ein zertrümmertes Idol, das die Lächerlichkeit der Gegenwart mir entweihte und entwand. Tante Mathilde — diese süße prinzeßinhafte Mädchengestalt! Die apothekenduftende Erbtante mit der ewig verschobenen grünlich-blonden Scheitelperücke, mit ihren Eulenaugen auslugend unter der großen Brille mit dem schwarzen Hornrand! Diese häßliche Alte, die im ganzen Städtchen sektierte — damals waren es die Heiligen der letzten Tage — und wegen ihrer unfreiwillig drastischen Schrullen belacht wurde! Ich stieß das Album heftig fort, beschämt, daß diese Lieblichkeit, die ich tot und beweint wähnte, in so komischer Verzerrung vor mir aufgelebt war. Hier empfand ich zum ersten Mal die Grausamkeit oder den Hohn oder die Gleichgültigkeit der Natur, die ihre reizendsten Werke verkümmerte und verstümmelte, zu grotesken Fratzen umformte. Erst sehr viel später habe ich ihre vielgestaltigen Schöpfungsbilder in ihrer Seltsamkeit, ihrer Fülle, ihren Humoren

bewundern gelernt. Und auch den vielfachen Reiz des Gealterten, seinen friedlichen, reifen oder marottenhaften Sinn. . . . Damals ging ich von dem alten Fräulein mit Feindseligkeit und Betrübnis fort, weil das süße Biedermeierporträt meiner Seraphine von Rosenegg nun unlöslich mit dieser magern heisern pergamentenen Alten aus der Wallgasse verschmolz . . . Und ich begriff die Gnade der Götterliebtinge, die jung und in Schönheit sterben durften . . .

\* \* \*

Vielleicht ist jenes fremde junge Mädchen aus dem alten Baumgarten an der Stadtmauer eine jener unsterblich geliebten Frauen unserer Zwielfichtträume, eine jener niemals Vergessenen, an denen nichts vom grauen Alltag der Lebenden mehr haftet.

Maja — die Enkelin eines erblindeten alten Archivars — kaum mehr als dies und den Namen weiß ich von ihr. Da lebte ich ein paar blauströmende Frühlingswochen lang mit ihr in einer mittelalterlichen, von katholischer Mystik reizvoll durchglühten Stadt — Maja, von der ich nichts wußte, als daß sie still und lieblich auf einem Lehnstuhl in einem wilden Garten ruhte, fein und müde und seltsam lächelnd aus einer großen Verlorenheit . . . vergehend wie eine herabgewehrte Frühlingsblüte mit dem matten Duft von Lenz- und Regenfrische und knospend noch verschlossenen Sommerbränden, die niemals aufglühen würden. Wie licht ihr Bild in meiner Erinnerung steht, in einer Glorie von Sonnenglanz! Nur um Mittag, wenn Sonne war, lag sie in dem altväterlichen grünen Rollstuhl unter den tiefhangenden Zweigen der alten Bäume, und die Sonne legte ein Blattmuster aus hellem und dunkelm Brokat wie einen Königsmantel auf ihr weißes Kleid, und der märchenhaft-rosenfarbene Kakadu, der ihr zur Seite in einem goldenen Ringe schaukelte, schwamm in rosagoldenem Dunst. Lässig und zärtlich hob sie zuweilen die Arme, um den wunderschönen Rosapapagei zu lieblosen mit schwächtigen bleichen Händen. Seltsam — niemals sah ich einen andern Gefährten um sie als diesen

Bogel eines fernen Landes. Und mir schien, als müßte dies so sein — für mich — damit das Bild der Sterbenden in dem stillen Garten, von allem losgelöst, mit all seinem Schmelz mich ewig ergreifen sollte. . . . Die Scheu des Romantikers hielt mich davon ab, nach ihrem Alltag zu forschen. Ich dachte an die Daguerreotypie — die entgötterte Seraphine . . .

So stand ich, durch Schlehdorn hindurchbrechend, im Sonnenschein über jene Mauer gebeugt und starrte durch das Blattwerk auf dieses Bild. Das vergehende Mädchen im Frühlingsland, das den stummen Rosenvogel zärtlich streichelte und klingend Rositta rief, verbrannte mein Herz mit zwiespältiger sonderbarer Liebe. Einmal an einem Tage großer Frühlingsfülle sah ich sie aufspringen von ihrem Rollstuhl wie in plötzlichem rotem Taumel von Auflehnung all ihrer Jugend. Sie ging rasch, mit großer Mühsamkeit eine kurze Almenallee herauf, schwankte mit kleinen müden Schritten langsam zurück und ließ sich erschöpft mit einer klagenden Gebärde der Resignation wieder in den Sessel fallen . . . Ich sah, daß ihr Leben unaufhaltsam rasch verströmte, wie bald sie sterben würde — sterben müßte — und wand mich in schwülem Schmerz, daß der Tod sie nahm — so jung — so ungeküßt — so in zärtlicher Armut und Schönheit — und mein Herz schrie tausendmal nein!

Aber zugleich empfand ich, wie schön ihr Schicksal war — für sie — für mich . . . nicht häßlich werden und lächerlich altern — ein ewig makelloses Kunstwerk stehen in der Erinnerung der Umwelt! Ich erlebte wieder die grausame Enttäuschung meiner Knabenliebe unter den Eulenaugen mit der schwarzrandigen Brille . . . Und mitten im Schmerz schien mir wieder, als müßte dies alles so sein und war von Ewigkeit bestimmt, daß dieses fremde junge Mädchen leiden und sterben müßte, um mich mit unstillbarer Sehnsucht zu erfüllen nach jenen zärtlichen weißen Fingern, die das Rosengefieder gekost hatten, das zauberische Rosengefieder, so matt und schimmernd und bleichpurpurn wie ihre Lippen — die mir weich und leise flüstern würden — im Dämmern, wenn sie kalt und er-

blichen waren — mir sagen, daß sie mich unendlich geliebt — unendlich geliebt — einen fremden Mann, der im Sonnenschein über eine grünberieselte Mauer sich beugte wie aus einem Bild ...

\* \* \*

Als das Korn reifte und sein honigduftender Brotgeruch betörend durch den Juniwind schaukelte, zeigte der alte Archivrat aus dem Landhaus an der Stadtmauer seinen Mitbürgern den Tod seiner einzigen Enkelin Maja an, die im zwanzigsten Lebensjahre nach langem, schwerem geduldigem Leiden, mit den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche ver-

sehen, sanft in die Ewigkeit geschlafen war ...

\* \* \*

Der Tod in Schönheit ...

„Luft, tiefer noch als Herzeleid ...“

Und meine Nächte brannten in trauriger Liebe ... Starb sie für mich so jung und wunderschön? Damit alle meine Liebesträume ihr gehören sollten, mit allem, was unsterblich an mir sein mag, für ewig verbunden?

Sie steht wie ein kummervoller Brand, wie das blutrote mystische Licht, das nie erlischt über dem Altar, hinter dem Vorhang des Werktags — und ich liebe sie — liebe sie bis in allen Tod ...

## Frühlingslüfte

Die Wiese blickt voll goldener Gesichter  
Empor zum Himmel, und ein Bienlein spricht  
Im warmen Licht zum neuen Frühlingswind:  
Wie deine Flügel voll von Sonne sind!  
Flieg sanft, daß es die meinen nicht zerbricht!

Max Seiling, Zürich.

## Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Den Namen eines bisher zu wenig beachteten Musensohnes trägt ein Gedichtbändchen, das wir mit ungeteilter Befriedigung als deutliches Wahrzeichen poetischer Begabung begrüßen. Heinrich Pestalozzi, Pfarrer des bündnerischen Bergdorfes Arosa, hat uns — endlich, werden manche seiner Verehrer sagen — eine Anzahl der von ihm selbst auch vertonten Liedertexte zusammen mit nicht komponierten Gedichten in einem „Seerosen“<sup>3)</sup> benannten Büchlein letztes Jahr auf den Weihnachtstisch gelegt. Diese schlichten, aus den Herzensgründen einer gläubigen und kampfmütigen Menschenseele geschöpften Lieder zeichnen sich vor allen Dingen durch eine ungesuchte und natürliche Diktion und eine stark musikalische Prägung aus. Das Element der Sangbarkeit ist ihnen wie etwas Wesensverwandtes eigen, und immer neu erwecken sie den Eindruck, daß hier der gesuchte Lieddichter am Werk ist und daß sich

ihm Text und Melodie ungezwungen und gleichzeitig in geschwisterlicher Werdelust darbieten. Eine gewisse Erdschwere und tiefe Himmelsfriedenssehnsucht waltet über diesen Gesängen, denen das künstlerische Gelingen doch eine versöhnte Befriedigung, ein menschlich großes und stilles Sichbescheiden verliehen hat. Starkes und freudiges religiöses Empfinden klingt in Pestalozzis Liedern als bewußter Grundton mit und gibt ihnen die Gewähr eines kraftvollen Widerhalls in Tausenden von suchenden, ringenden und leidenden Herzen der Mitwelt, und das macht vielleicht ihren besten und unbestreitbaren Vorzug aus. Wer vermöchte sich, ganz abgesehen von der einschmeichelnden Wirkung der melodischen sprachlichen Fassung, dem innigen und ergreifenden Gefühlsgehalte von Gedichten wie „Aroses Kirchlein“ (I), „Nacht“, „Gott“ (II), „Nachts“ und „Schlaflied“ zu entziehen? In einigen impulsivsten Empfinden ausströmenden Weisen hat der Dichter die drei Leitsterne

<sup>3)</sup> Zürich, Art. Institut Drell Füßli, 1915.